

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Beethoven und seine Werke.

Vortragsschluss von Herrn Konservatoriumsdirektor
D. G. Gerhard im Volksbildungsverein.

II.

Der zweite Abend behandelte die Pastoralsonate und die große Leonorenouvertüre. Zwei mächtige Gegensätze. Um die erste herum baute uns Herr Direktor Gerhard gestern eine reizende musikalisch-literarische Szenerie, die uns im raschen Wandelbild ein paar Jahrhunderte vorführte. Zuerst die Madrigalen des 16. Jahrhunderts, Choräle ausmalender Tendenz der italienischen und niederländischen Chormeister. Das die naturalisierende Hofmusik der französischen Instrumentalisten, wie sie besonders Barockmusik des Deutschen Kuhnau, der alttestamentarische Kampfszenen in schillernden Abzügen ausmalte. Schließlich Haydn's „Jahreszeiten“ mit ihren reizenden Naturschildereien, den heitern Intermezzi aus kleinen Szenen der Jagd und des Naturlebens. Diese darstellende naive Programmmusik, die so alt ist wie die Musik selbst — sind uns doch aus dem alten Griechenland schon primitive Beispiele bekannt — wird durch Beethovens Eroica abgelöst. Mit ihr beginnt die Programmmusik, in dem Sinne, wie wir sie verstehen, die Darstellung einer Idee, einer Empfindung. Eine solche ist auch die Pastoralsonate, die sechste der Sinfonien des Meisters, um 1806, also etwa gleichzeitig mit der fünften entstanden, aber in völligem Gegensatz zu dieser stehend. Ein früher Jugendelend gab den Anlaß zu der Komposition. Als 14-jähriger Knabe hatte Beethoven in Bonn ein Musikstudium eines gewissen Knecht geführt, das den Titel: „Das musikalische Porträt der Natur“ führte und im wesentlichen die Motive behandelte, die den Inhalt der Pastoralsonate bilden. Derartige Pastoralidyllen entsprechen dem Zeitgeschmack. So schrieb Vogler, der Lehrer Carl Maria von Weber's „Das vergnügliche Hirtenleben von einem Donnerwetter unterbrochen, welches aber abzieht“. Beethoven zeigte nun, wie man aus solchen Säckelchen eine Sache machen könne. Er schilderte ein Naturleben von wunderbarem Stimmungsgehalt; aber das wesentlichste darin ist, daß er eben nicht bei bloßer Naturmalerei bleibt, sondern die seelische Stimmung, das Motiv der unter den großen Eindrücken der Natur gehobenen und befreiten Seele, den Inhalt gibt. Das dann, wie in dem scherzo, wo Beethoven eine Möglinger Dorfkapelle persifliert, auch der Humor voll zu seinem Recht kommt, ist eine köstliche Ergänzung, der bis zu den feierlichsten Tönen sich erhebende Dichtung. Das innerliche Freiwerden, das sieghafte Sichfühlen der Seele in Kraft bricht glänzend in der großen dritten Leonorenouvertüre hervor. Aber hier wie in den Ouvertüren zu „Egmont“ und „Fidelio“ gerät der Meister bereits in Konflikt mit der klassischen Form, der sich die Idee zu entwinden sucht. Wir werden Mitterlebens eines Kampfes von tragischer Größe. Der große Bruch mit der alten Form bereitet sich vor. Noch liegt die Zeit fern, wo Wagner im Tondrama die Einheit von Idee und Form findet; aber eine Spur zeigt sich bereits bei Beethoven, in dessen sinfonischen Werken. — Der ausgezeichnete Vortrag sowie die Vorführungen am Klavier hinterließen wieder starke Eindrücke. Sehr dankbar ist es zu begrüßen, daß Herr Kapellmeister Affmet sich wieder freundlich bereit erklärt hat, im nächsten Sonntagmittagsgesangert im Kurhaus Beethoven im Programm zu bringen und zwar die Pastoralsonate und die dritte Leonorenouvertüre. Gleichzeitig sei darauf hingewiesen, daß der nächste Vortrag über Beethoven Montag, den 4. März, stattfindet. M. E.

LOKALES

Wiesbaden, 28. Februar 1907.

* Kurhaus. Ueber den am Freitag im Kurhaus-Platz-Konzerte mitwirkenden preisgekrönten Pianisten Wilhelm Bach aus geht uns folgende interessante Mitteilung zu: Obwohl es bereits seit einigen Jahren feststand, daß der Klavierschüler Wilhelm Bachhaus den ersten seines Instruments begehrt werden muß — was schon die Tatsache seiner Berufung als erster Professor an das Royal College of Music in Manchester genügend beweist — so hat das aus 14 Preisrichtern bestehende Kollegium für die Rubinstein-Konkurrenz in Paris am 8. August 1906 folgendes Dekret bestätigt, indem es dem Künstler einstimmig den Preis von 5000 Francs unter 36 Bewerbern zuerkannte. Ueber dieses Ereignis selbst berichtete ein Pariser Blatt: „Bachhaus' Sieg war sensationell. Kaum waren die letzten Akkorde des Rubinstein-Konzertes verklungen, als das Orchester (Lamoureux), Publikum und die Preisrichter einstimmig in einen frenetischen Applaus ausbrachen, welcher noch lange andauerte, als Bachhaus das Podium verlassen hatte. Auch am folgenden Tage, beim Vortrag der Hammerklavier-Sonate von Beethoven, Liszt-Ballade von Chopin und Campanella von Liszt war der Erfolg ein kolossal und mit einem Schlage ist Bachhaus auch in Paris eine Berühmtheit geworden.“ Herr Bachhaus ist in diesem Winter so beschäftigt, daß es der Kurverwaltung kaum möglich war, einen Konzerttag mit ihm zu vereinbaren.

* Als in Wiesbaden noch gespielt wurde. Ein französisches Blatt erzählt: In der Zeit vor dem Kriege, als in Wiesbaden noch gespielt wurde, erschien vor dem Direktor des Casinos eines schönen Tages ein Engländer und sagte: „Ich bin ein vornehmer Brit, ich habe all das Geld verloren, das ich hatte, geben Sie mir 1000 £, damit ich heimfahren kann oder Sie finden mich morgen tot in den Anlagen Ihres Kurortes.“ Der Direktor wies ihn ab. „Also morgen in den Anlagen auf Wiedersehen“, sagte der Engländer. Mit Anbruch des nächsten Tages kamen dem Direktor doch Bedenken für den Ruf der Stadt. Er schickte einen Beamten, dem Engländer zwei Rollen Goldstücke in die Tasche zu stecken, damit es bei Auffindung des Leichnams nicht heiße, der Mann habe sich ermordet, weil er im Kasino all sein Geld verloren. Der Angestellte fand in den Anlagen auch bald den anscheinend leblosen Körper eines Mannes und steckte diesem das Geld in die Tasche. Zehn Minuten später erschien der Engländer im Kasino, septe 1000 Mark, gewann, gewann immer mehr und verließ mit einem Vermögen in der Tasche den Spielplatz. Dem Direktor aber schickte er die seltsame Unterstüßung zurück mit den freundlichen Dankesworten: „Dah, wie man sieht, alle guten Taten ihre Früchte tragen.“

* Die D-Jüge in den Sommerfahrplänen. Die Eisenbahndirektionen, die jetzt die ersten Entwürfe für ihre Sommerfahrpläne herausgeben, sind, wie schon früher erwähnt, einigermaßen in Verlegenheit, weil über die Bezeichnung derjenigen Schnellzüge, welche aus Durchgangszügen bestehen, bzw. bei deren Benutzung der sogenannten Schnellzug-Zuschlag zu zahlen ist, Entscheidung von höherer Stelle noch nicht getroffen ist. In dem soeben erschienenen Bromberger Fahrplan-Entwurf sind die bisherigen D-Jugbezeichnungen noch beibehalten worden, ebenso die fetten Stundenangaben zur Unterzeichnung der Schnellzüge. In den Durchgangszügen bleibt übrigens die bisherige Nummerierung der Plätze bestehen, nur daß dafür keine Gebühr mehr erhoben wird. Aber auch für diese „belegten“ Plätze gilt künftig die allgemeine Vorschrift des § 24 der Verkehrsordnung: „Wer auf den Zwischenstationen seinen Platz verläßt, ohne ihn zu belegen, geht seines Anspruches auf diesen Platz verlustig.“

* Ueber die Wirksamkeit des protestantischen Hilfsvereins geht uns ein gedruckter Jahresbericht zu, dem wir folgende Angaben entnehmen: Im vorigen Jahresbericht gaben wir Kenntnis von dem Beschluß des Vorstandes, dem Vormundschaftsgericht durch Vermittlung des Waisenamts aus unseren Mitteln auf die Dauer von 3 Jahren, je 300 Mark zur Fürsorge-Erziehung minderjähriger Mädchen zur Verfügung zu stellen. Dieser Beschluß ist bereits in diesem Jahre zur praktischen Ausführung gekommen, insofern ein Mädchen genannter Art in dem Hölle „Kindenheim“ bei Kapellenbogen auf unsere Kosten untergebracht ist. Unsere Mittel zur Unterstützung hilfsbedürftiger Stadtkinder evangelischer Konfession setzen sich zusammen einmal aus den jährlichen Mitgliederbeiträgen, deren Summe im letzten Jahre 697,42 Mark von 182 Mitgliedern betrug, sowie aus dem Ergebnis einer Hauskollekte, die wir gewohnheitsmäßig seit der Gründung des Vereins bisher jedes Jahr mit behördlicher Genehmigung für Austeilung von Gaben zum Weihnachtsfeste erheben dürfen. In unserem Vorbericht konnte eine gleiche Kollekte im Berichtsjahre nicht zur Ausführung gelangen, weil der Vorstand, in Unkenntnis einer neuen Vorschrift, wonach die Zulassung von Hauskollekten schon vor dem 1. August des vorhergehenden Jahres bei der zuständigen Staatsbehörde beantragt sein muß, die Anmeldung für 1906 nicht rechtzeitig bewerkstelligt hatte. Für das Jahr 1907 hat jedoch Se. Excellenz der Herr Oberpräsident der Provinz auf unsern Ansuchen dem protestantischen Hilfsverein die Erlaubnis zur Erhebung einer Hauskollekte wiederum erteilt, wofür wir zu lebhaftem Danke verpflichtet sind. Glücklicherweise war das Kuratorium des evangelischen Diakonissenheims in der Lage, dieses Mal ausnahmsweise aus dem ihm zugewiesenen Mitteln dem sonst von uns bedachten Kreise von Leidenden und Armen zu Weihnachten einigen Ertrag zu gewähren und uns damit einen nennenswerten Dienst zu leisten. Die Schwestern konnten im Laufe des Jahres 264 Kranken und vielen Armen ihre Hilfe angedeihen lassen. Je nach Bedürfnis erhielten die Armen: Speisen, Getränke, Kleider, Kohlen und, wo es angebracht erschien, auch vereinzelt einen mäßigen Geldbetrag als Zuschuß zur Miete. Der Frauenverein bewilligte wie immer Milch und Suppen, wohlthätige Familien und Weinhandlungen stellten durch Vermittlung der Schwestern Mittagessen und Weine zur Verfügung. Zum Weihnachtsfeste konnte dann endlich einer größeren Anzahl von bedürftigen Einwohnern durch die vorstehende Schwester des Diakonissenheims unter Beihilfe der übrigen Schwestern mit der Zuwendung mancher nützlicher Gaben eine große Freude bereitet werden, so durch Verteilung von Weihnachts-, Kleidungsstücken, getragenen Kleidern, Spielzeugen, Schuhen und dergl.

* Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus. In der Osterwoche — 2. bis 6. April — soll wiederum ein wissenschaftlicher Kursus zum Studium des Alkoholismus im Vordem-Auditorium der Universität Berlin abgehalten werden. Von Jahr zu Jahr hat der Besuch zugenommen; insbesondere waren es Vertreter von Staatsregierungen und kommunalen Behörden, von Versicherungsanstalten, Berufsvereinigungen und Krankenkassen, von Eisenbahn- und großen Betriebsverwaltungen, Mitglieder des Verze, Geistlichen- und Lehrerkollegien, welche in immer größerer Zahl an diesen Kursen teilnehmen. Dies ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß mit der Einrichtung dieser Kurse einem weit gefühlten Bedürfnisse entsprochen wird. Am Eröffnungstage werden sprechen: Wirkl. Geh. Rat von Strauß und Torney über „Das Schankkonzessionswesen“, Geheimrat Prof. Roell über „Behandlung von Alkoholkranken“, Prof. Weber-Jena über „Klinische Erziehung und Trinksitten“, Dr. med. et polit. Siebr. Wiesbaden über „Alkohol und Volksernährung“. An den folgenden Tagen werden u. a. folgende interessante Themata behandelt: Die Erziehung des Alkohols durch den Sport von Geheimrat Prof. Hoffa, „Alkohol in den Tropen“ von Stadtsarzt Dr. Ruhn, „Wohnungsnot und Alkoholismus“ von Adolf Damajale, „Psychologie des Alkohols“ von Prof. Traepelin-München. Der Besuch dieser Kurse und die Teilnahme an den Besichtigungen ist unentgeltlich. Programme versendet die Geschäftsstelle des Zentralverbandes zur Bekämpfung des Alkoholismus, Berlin W. 15, Eimerstraße 22.

* Theater. Das diesmalige reichhaltige Programm nähert sich dem Ende. Wie uns mitgeteilt wird, hat Herr Direktor Max Eller wiederum große Anstrengungen gemacht, um ab 1. März mit einigen neuen Attraktionen aufzuwarten; z. B. ist es ihm gelungen, The Briano's mit ihren Wunder-Affen vom Carl Schumann-Theater in Frankfurt zu verpflichten, die dort große Bewunderung erzielten. Ferner gastieren die lothringischen Künstler Elsa und Kapitän Smith als anerkannt beste Kunstschüler. Elsa Smith war die ehemalige Gattin des Schneidermeisters Dowe, Erfinder des luftigen Kanzers, der vor etlichen Jahren im hiesigen Spital starb. Ferner ergänzen den Spielplan eine Meisterin auf dem Klophe, zwei muntere Soubretten, Humorist, Duettisten und eine Instrumentalvirtuosin ersten Ranges.

* Missionstest. Das Jahresfest des hiesigen allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins am letzten Sonntag erfreute sich einer regen Teilnahme aus der Gemeinde. Die Predigt von Hrn. Philippus aus Diez über das gute Recht der Mission machte fühlbar einen tiefen Eindruck auf die zahlreichen Zuhörer. Dazu trug die Mitwirkung des Kirchengesangsvereins unter der bewährten Leitung von Lehrer Hofeiz zur Erhöhung der feierlichen Stimmung wesentlich bei. Bei der Radfeier am Nachmittag wies Stefan Bidel in seiner Ansprache eindrucksvoll auf die heilige Pflicht der Mission hin. Ein höchst interessantes und fesselndes Kulturbild bot Hr. Missionar D. Daas in seinem Vortrage über „die christliche Mission und die Frauenwelt in Japan“. Alles in allem, es war ein schönes und gelungenes Fest.

* Wir halten tren und fest zusammen. Ein Landesverein hessischer Zeitungsredakteure. Wie bei uns in Wiesbaden, so ist nun auch im Großherzogtum Hessen eine feste Vereinigung der Berufsjournalisten geschaffen worden. Am Sonntag vormittag fand in einem der prächtigen kleinen Säle des Hotel-Restaurant Deh in Darmstadt die konstituierende Versammlung statt, an welcher außer fast sämtlichen Darmstädter Kollegen auch solche aus Gießen, Worms und Linsbach teilnahmen, während sich aus Mainz bereits vorher eine stattliche Anzahl als Mitglieder für die zu begründende Vereinigung angemeldet hatte, so daß die Konstituierung mit 22 Mitgliedern vollzogen werden konnte. Der „Landesverein hessischer Zeitungsredakteure“ stellt sich nach der einstimmig genehmigten Satzung die Aufgabe, die Redakteure an den hessischen Tageszeitungen, ohne Rücksicht auf deren politische Parteistellung und unter Ausschluß aller Sonderbestrebungen zu einer kraftvollen Organisation zusammenzuschließen, um energisch und zielbewußt die Berufsinteressen und die Standesrechte der Männer von der Feder zu wahren und zu fördern. Daneben sollen durch entsprechende Maßnahmen und Anträge bei den gesetzgebenden Körperschaften, z. B. gelegentlich der in Aussicht stehenden Vorbereitung und Beratung des Reichsgesetzes über das Privatbeamten-Versicherungswesen sowie bezüglich der ganzen rechtlichen Stellung des Redakteurs auch die materiellen Interessen gebührend gewürdigt und gesichert werden wie überhaupt im Zusammenschluß mit den übrigen Journalistenverbänden und verwandten Organisationen eine achtunggebende Gesamtvertretung der deutschen Presse erstrebt werden.

* Auszeichnung. Das in der Bäckerei von Friedrich Schenau, Dohheimerstr. 30, hergestellte Kaiser-Kraft-Brot „Saffronia“ wurde auf der Ausstellung für Kunst und Gewerbe in Brüssel mit der silbernen Medaille prämiert, wohl ein Beweis für die Vorzüglichkeit des Erzeugnisses.

Sport.

Der Jugend den Sport.

War oft wird unsere Regierung der Vortwurf der Rücksichtlosigkeit anderen Ländern gegenüber gemacht und leider nur zu oft nicht ohne Grund. Umso freudiger muß es uns berühren, wenn wir aus dem Munde eines hohen Verwaltungsbeamten Worte hören, die von einem tiefen Verständnis für die Erfordernisse unserer Zeit zeugen. Wahrschafte goldene Worte waren es aber, die der preussische Minister des Innern von Bethmann-Hollweg in der Sitzung des Abgeordnetenhauses am 21. Februar sprach. Bei einer Debatte über die Mißstände des Berliner Nachtlebens und die mit diesem verbundenen Gefahren für die Jugend kam man auf Verbesserungsvorschläge zu sprechen und hierbei sagte der Minister folgendes: „Von Bedeutung ist auch die Pflege und die Vermehrung des Sports. Darin kann gar nicht genug geschehen, um die Jugend und die überschüssige Kraft der Jugend auf ein Gebiet zu lenken, wo sie der Stärkung von Körper und Geist unmittelbar dient. Es ist eine sehr wichtige Aufgabe unserer Kommunen, diese Bestrebungen nachdrücklich zu unterstützen durch Beschaffung von Spielplätzen, durch die Begünstigung von Sportvereinen und Anregung von Wettkämpfen zwischen den Vereinen, wie in England und Amerika. So können tatsächlich die bestehenden Mißstände abge schafft werden.“

Mit diesen Ausführungen hat der Minister Tausenden aus der Seele gesprochen und auch im Abgeordnetenhause fanden seine Worte freudigen Widerhall. Der Minister weiß, wo das Uebel an der Wurzel zu packen ist. Er weiß, daß es eine vielleicht wichtigere Aufgabe ist, die Entstehung von Krankheiten zu verhüten, als die die Kranken zu heilen. Man gebe unserer Jugend Spielplätze und damit Gelegenheit, den Körper zu stärken und gegen Krankheiten gefeit zu machen, dann ist es nicht mehr notwendig, immer mehr Schulärzte anzustellen. Man gebe ihr mehr Anregung, sich in Luft und Sonne zu tummeln, und die Knien werden leerer werden. Unsere Schulärzte werden nicht mehr bei ihren Untersuchungen eine solch erschreckend große Zahl von bleichsüchtigen und gebrechlichen Kindern finden und die Listen der Militäruntauglichen, die von Jahr zu Jahr größer werden, werden nicht mehr wachsen. Es wäre interessant, einmal zu betrachten, inwieweit man hier bei uns in Wiesbaden die Notwendigkeit sportlicher Betätigung für die Jugend erkannt hat, das wollen wir demnächst tun.



Briefkasten

E. A. Für Ihre Zwecke kommt in erster Linie Südamerika in Betracht.

Alter Abonnent. Ein vorzüglich wirkendes Hausmittel gegen Influenza ist der Genuß heißen Rotweins oder einer halben Flasche guten Cognac, der natürlich nur für kräftige Leute in Betracht kommen kann.

R. B. Abkömmlinge oder Nachkommenchaft bezeichnet im B. G. B. Nachkommen ohne Rücksicht auf den Grad. — Kinder bezeichnet die Abkömmlinge ersten Grades; wenn es 2008 gelten aber, wenn der Erblasser sein Kind bekennt, wenn es vor ihm stirbt, dessen Abkömmlinge an seiner Stelle als bedacht; bei Annahme an Kindesstatt wird der Angenommene als „Kind“ bezeichnet.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich M. 8
(Schweiz)
liefern neueste Seidenstoffe jeder Art porto- und zollfrei
— Reichhaltige Muster-Kollektion umgehend. Kataloge von
Strickerei-Blousen und -Roben. 28/25

Conrad H. Schiffer, Hofphotograph, Taunusstr. 24,
Atelier für künstlerische Porträts u. Vergrößerungen. 93

Thiele's Entfettungstee, Das entzunder, wasserunlösliche, Mittel, Pat. 1.350 u. 1.351, Kronen-Apoth. Grunh. 50/50



Mr. 51.

Freitag, den 1. März 1907.

22. Jahrgang.

Irrwege.

Roman von Hedwig Lange.

Fortsetzung.

[Nachdruck verboten.]

In früher Morgenstunde dieses Tages saß Herr von Borowski mit seinen Gästen auf der Veranda am Frühstückstisch. Sie waren in munterer Unterhaltung, nur Leutnant von Herzberg beteiligte sich wenig daran; er spielte mit seinem Kaffeelöffel und blickte mit dem Ausdruck einer erwartungsvollen Spannung nach der geöffneten Tür. Die Offiziere waren eben im Begriff, zu einer Übung auszurücken; drunten im Hofe führten die Burschen schon die gesattelten Pferde langsam auf und ab.

„Nun, Kamerad,“ rief Leutnant Wigand aufspringend und Herzberg dabei auf die Schulter klopfend, „es ist Zeit.“ Dieser erhob sich mit einem resignierten Seufzer.

In diesem Augenblick erschien Toska von Borowski drüben in der Tür des Salons und kam in ihrer graziosen Weise über das spiegelblanke Parkett geschritten. Sie war in einem spitzenbesetzten, mit rosa Schleifen geschmückten weißen Morgenrock, der die löstliche Frische ihres Gesichtes voll zur Geltung brachte. Mit Ausdrücken der Ueberraschung eilten die Herren ihr entgegen, daß sie leider ihre Gesellschaft nun nicht mehr genießen dürften, da sie unzerzücklich aufbrechen mußten.

„Sind Sie denn noch nicht zufrieden,“ lachte Toska, „daß ich zwei Stunden des löstlichen Morgenschlafs geopfert habe, nur um Ihnen vor Ihrem Aufbruche noch „Guten Morgen“ zu wünschen?“

Sie sah bei diesen Worten den Leutnant von Herzberg herausfordernd an; er ergriff ihre Hand und küßte sie, wobei er sie länger festhielt, als gerade nötig war. Sein Blick sah tief in Toskas Augen, welche ihm mit verheißungsvollem Lächeln ein fast unhörbares „Auf Wiedersehen!“ zuflüsterte.

Die anderen Offiziere folgten Herzbergs Beispiel und verabschiedeten sich mit Handkuß, nachdem Toska ihnen noch versprochen, mit dem Vater nach dem Manöverausflug nachkommen zu wollen, Herrn von Borowskis Einverständnis mit einem flüchtigen „nicht wahr, Papachen?“ einholend.

Nachdem die Herren gegangen, warf sich Toska in einen Sessel neben dem Frühstückstisch und gähnte vernehmlich. Ein Diener brachte Zeitungen und für Toska einen Brief mit dem Bemerken, daß der Bote auf Antwort warte. Herr von Borowski warf einen flüchtigen Blick nach der Aufschrift und sagte, Doktor Hellwigs Handschrift erkennend:

„Vom Doktor? Was hat der dir denn zu schreiben?“ Dann faltete er bedächtig eine der Zeitungen auseinander.

Nach einer Weile unterbrach er sich im Lesen und warf einen Blick nach der Tochter hinüber, welche den Brief auf den Tisch geworfen hatte und, in den Sessel zurückgelehnt, nachdenklich ins Leere starrte.

„Sage einmal, Toska, was hatte der Doktor gestern Abend nur? Er verschwand ja ohne Abschied, nachdem er kaum gekommen war.“

„Was er hatte? Vermutlich war er wieder verstimmt, wie es ja leider häufig der Fall ist. Aber ich habe keine Lust, mich länger in die wechselnden Stimmungswellen zu fügen, ich werde ein Ende machen.“

„Was?“ rief Herr von Borowski, sein Augen weit aufreißend.

„Ja, Papa, ich will, um es ganz deutlich zu sagen, meine Verlobung mit ihm lösen; denn, denn —“ sie wurde nun doch etwas verlegen — „damit du es nur weißt, Papa, Leutnant von Herzberg wird bei dir um meine Hand anhalten.“

Herr von Borowski entfiel vor Schreck die Zeitung.

„Toska,“ stammelte er endlich, „du bist doch ein — ein ver-teufeltes Mädchen!“

„Nun, was willst du, Papa?“ Befriedigt blickte die Verlobung seiner Tochter mit dem Herrn von Herzberg — sie legte bedeutenden Nachdruck auf das „von“ — „nicht weit mehr, als mit dem simplen Doktor Hellwig?“

„Nein, mein Kind, durchaus nicht! Ich kann in einer Verbindung mit einem Leutnant, dessen Schulden zu bezahlen ich vielleicht die Ehre haben werde, nicht die Garantie eines größeren Glückes für dich erblicken, als in der mit diesem simplen Doktor, wie du ihn zu nennen beliebst, den ich für einen ehrenhaften und vielversprechenden Mann halte.“

„Unausstehlich ist er!“ warf Toska ein.

„Aber das sage ich dir,“ fuhr Herr von Borowski unbeirrt fort, „daraus wird nichts, daß du dein einmal gegebenes Wort so leichtsinnig brichst!“

„Papa!“ sagte Toska, beinahe drohend.

„Nein, ich erlaube es nicht!“ entgegnete er, diesmal weniger sicher.

Toska zog das Taschentuch hervor und begann, sich heftig zuriickwerfend, zu schluchzen.

Herr von Borowski fuhr sich in großer Verlegenheit über den Kopf und ging dann unruhig hin und her; endlich blieb er vor der Weinenden stehen und sagte barsch:

„Meinetwegen, mach' was du willst! Aber ich kann es dir nicht verhehlen, daß es mir sehr leid tut um Doktor Hellwig; er ist ein braver, tüchtiger Mensch, der dich sicher glücklicher gemacht hätte, als dieser — dieser —“ Er schluckte eine Weile an dem nächsten Wort, dann vollendete er hastig: „Na, wie du willst; aber ich wasche meine Hände in Unschuld.“

Damit ging er hinaus, in der Erregung des Augenblicks alle sonstige Rücksicht soweit vergessend, daß er die Tür mit lautem Geräusch hinter sich zufallen ließ. Toska hatte ihre Tränen merkwürdig rasch getrocknet und sah mit triumphierendem Gesichtsausdruck dem Verschwindenden nach.

IX.

Herr von Steffen hatte vor etwa zehn Jahren sein Gut in sehr heruntergewirtschaftetem Zustande von seinem Vater übernommen und war dann, um seine finanziellen Verhältnisse aufzubessern, eine Gelbbeirat eingegangen, welche er während der Dauer seiner Ehe aufs Schmerzlichste zu beklagen Ursache hatte. Seine Frau war die Tochter eines reich gewordenen Fabrikanten gewesen; anfangs hatte das hübsche, lebhaftes Mädchen, welches ihm mit großer Liebenswürdigkeit entgegengetreten war, wohl, weil es in der Hand des abligen Gutsbesizers den Schlüssel zu vornehmer und unabhängiger Lebensweise erblicken mochte,

ihm nicht mißfallen, bald aber, nachdem er unedelmütig an sie geklungen, lernte er ihren wahren Charakter kennen.

Anspruchsvoll, launenhaft, auf ihr Geld pochend, so machte sie sich im Laufe der Zeit immer unerträglicher, obgleich er, verschlossen und schweigsam, wie er war, niemand etwas von dem Martyrium seiner Ehe merken ließ. Nur der Besitz seiner reichen kleinen Mädchen versöhnte ihn wieder mit dem Da-sein und ließ ihn geduldig die Ketten weiterschleppen.

Noch zu Lebzeiten seiner Frau hatte er die damals eben erblühende Magdalene Holm kennen gelernt und einen tiefen Eindruck von dem Mädchen erhalten, welches in der anmutigen, gehaltvollen Ruhe seines Wesens einen so reizvollen Gegensatz zu seiner nervösen launischen Gattin bildete.

Als diese gestorben, war es da ein Wunder, daß seine Blicke und Wünsche sich wieder auf Magdalene richteten, Wünsche, die durch die gelegentlichen Anspielungen seiner Mutter, deren Gedanken sich mit den seinigen begegneten, noch genährt wurden? Er hätte es nicht gewagt, zu Magdalene davon zu sprechen, weil er glaubte, daß er — der Witwer — mit den trüben Erfahrungen seiner Ehe nicht mehr das Recht habe, die Hand nach einer so jungen, unschuldigen Menschenblüte auszustrecken, bis ihm Hellwig zugekommen war. Und nun, nachdem er frei, war es da ein Wunder, daß die längst eingefangenen Wünsche zu neuem Leben in seinem Herzen erwachten? Und wieder ließ er in alter Jagdstätigkeit die Zeit verstreichen und fand den Mut nicht zu einem offenen Geständnis.

Magdalene hatte in letzter Zeit schon öfters von der Abreise gesprochen, weil es sie bedrückte, die Gastfreundschaft Steffenhagens auf so lange Zeit in Anspruch zu nehmen; aber immer noch hatte Frau von Steffen sie mit allen Mitteln der Ueberredungskunst zum Bleiben zu bewegen gewußt.

Ihr Sohn hatte nie ein Wort der Bitte gewagt, aber mit Anprengelosem Wangen hatte er bei den jedesmaligen Debatten daran gedacht, wie es sein würde, wenn Magdalene Holms Gestalt aus seinem Hause verschwunden wäre, und in solchen Momenten raffte er sich dann zu dem Entschluß auf, ein Geständnis zu wagen, um es jedesmal wieder hinauszuschieben, sobald sie zu bleiben versprochen. Nichts in ihrem Wesen gab ihm Sicherheit dafür, daß sie den Wünschen seines Herzens freundlich gesinnt sein werde. Hatte sie nicht für alle Welt ein freundliches Lächeln, ein gütiges Wort, war er nicht ein Tor, wenn er vermessene Hoffnungen daran knüpfen wollte?

Auch Frau von Steffen dachte mit wahren Schreden an Magdalenes Abreise, nicht allein, weil sie dadurch die Erfüllung der Wünsche, welche sie für ihren Sohn in der Brust nährte, in weitere Ferne gerückt sah, auch weil sich ihr das junge Mädchen in jeder Beziehung unentbehrlich zu machen gewußt hatte. Ihr geräuschloses, anmutiges Schalten und Walten im Hause, die gleichmäßige Ruhe ihres Wesens, die Sorgfalt, welche sie den Kindern widmete, das alles künftig missen zu sollen erschien ihr undenkbar. Und auch die Kinder! Wie hatten sie sich an sie gewöhnt; wie die Ketten hingen sie an Magdalene, die seit kurzem begonnen hatte, ihnen den ersten Schulunterricht zu erteilen! War sie erst fort, so mußte, damit dieser fortgesetzt werden konnte, eine Erzieherin ins Haus genommen werden, also Gründe genug, sie immer von neuem zum Bleiben zu veranlassen.

Und Magdalene? Nur zu gern blieb sie, weil sie trotz aller Sehnsucht nach Mutter und Bruder, mit Grauen an die Rückkehr nach Arnstein dachte. Was sollte sie dort, wo jeder Tag ihr die gefürchtete Begegnung mit Otto Hellwig bringen konnte? So sehr sich Magdalene Holm auch äußerlich in der Gewalt hatte, daß niemand zu ahnen vermochte, wie manche einsame Stunde, wie manche schlaflose Nacht sie ihrem Herzensglück nachweinte, noch fühlte sie sich nicht stark genug, um in die alten Verhältnisse zurückkehren zu können, und mit einer Art von stumpfer Unentschlossenheit schob sie deshalb die Gedanken an ihre Zukunft und ihre Heimkehr von sich. Ihr tat ja auch die Stille und Abgeschiedenheit des ländlichen Aufenthalts, die Güte und zarte Rücksichtnahme ihrer Wirte, welche nie mit einer Silbe an ihre Herzenswunde rührten, unendlich wohl. So war der August fast zu Ende gegangen.

An einem der letzten Tage — in den Nachmittagsstunden — während Magdalene mit den Kindern im Garten weilte, sah Ernst von Steffen, ermüdet von einem anstrengenden Vormittag, in leichtem Halbschlaf in dem bequemen Armstuhl seiner Mutter, während diese stridend in der Sofaede lehnte und ihren Gedanken Andien gab. Ein Klopfen an der Stubentür ließ sie beide erschrocken emporfahren; die zu dieser Zeit ungewöhnliche Erscheinung des Briefträgers, der eine Depesche für Fräulein Holm abgab, versetzte sie noch in größeren Schrecken. Unheil für ihren Liebling fürchtend, riß Frau von Steffen die Depesche auf.

„Magdalene muß sofort nach Hause,“ sagte sie dann in bebauerndem Tone zu ihrem Sohne, der sich halb erhoben hatte und gespannt zu ihr hinüberblickte, „Frau Holm ist schwer erkrankt.“

Ein Seufzer war seine Antwort. Er war auf seinen Platz zurückgesunken und bedeckte die Augen mit der Hand. Endlich sagte er aus seinem Gedankengange heraus, völlig unvermittelt: „Weißt du genau, Mutter, daß jede Beziehung zwischen Magdalene und Doktor Hellwig gelöst ist?“

„Ich weiß nicht mehr, als was Magdalene mir in der leidenschaftlichen Erregung des ersten Abends freiwillig mitgeteilt hat. Aber vermutlich besteht nicht der geringste Zusammenhang mehr zwischen den beiden. Nie sah ich Magdalene außer den Briefen von Mutter und Bruder solche mit anderer Handschrift erhalten, noch hat sie selbst jemals andere als nach Hause geschrieben.“

„Welches mag nur der Grund zu diesem Bruche mit dem Doktor sein?“

„Man munkelt in Arnstein, daß er seine Braut in letzter Zeit der schönen Toska von Borowski wegen stark vernachlässigt habe.“

„Der Glende,“ sagte Ernst von Steffen erregt, „ein so herrliches Mädchen wie Magdalene Holm um einer Kokette willen zu vergessen!“

Er war aufgestanden und ging mit starken Schritten im Zimmer umher, endlich blieb er vor seiner Mutter stehen und sagte hastig:

„Gibt mir die Depesche, ich will Fräulein Holm auffuchen, um sie zu benachrichtigen.“

„Doch möglichst schonend!“ rief sie ihm nach.

Er hörte es kaum noch, so eilig ging er hinaus und in den Garten hinunter. Frau von Steffen sah ihm mit einem Seufzer nach; ihr ahnte, daß der heutige Tag die Entscheidung bringen müsse, und so blickte davor, hangte ihr plötzlich um das Glück ihres Sohnes.

Ernst hatte inzwischen seine Schritte nach dem Blase im Garten gerichtet, auf welchem Magdalene gewöhnlich die Nachmittagsstunden zuzubringen pflegte. Sie sah auf einer Bank unter der mächtigen Kastanie, welche ihre breitästigen Zweige laubendachähnlich darüber ausbreitete. Sie hatte die Arme über die Banklehne gestreckt und sah mit gesenktem Gesicht — ob tief nachdenklich oder dem Spiel der Kinder zuschauend, welche auf der Erde saßen und mit kleinen hölzernen Figuren aus Sand herstellten, das konnte der Näherkommende nicht unterscheiden. Sie hörte ihn erst, als er dicht vor ihr stand, und schrak zusammen. Und nun sah er erst, daß sie geweint hatte, helle Tropfen hingen noch an ihren Wimpern. Dieser Anblick raubte ihm wieder alle Hoffnung und Zuversicht. Mit gepreßter Stimme sagte er, sich neben sie setzend: „Tränen, Fräulein Holm?“

„Seien Sie mir nicht böse,“ sagte sie verlegen, „daß ich mich eben vom Heimweh übermannen ließ, trotzdem ich mich hier so wohl fühle, trotz aller Güte und Freundlichkeit, welche Sie und Ihre Mutter mir erweisen. Es ist Zeit, daß ich nach Hause zurückkehre.“

„Sie wollen fort,“ sagte er zögernd, „und ich kam doch eben, um Sie zu bitten, für immer hier bleiben zu wollen.“

„Für immer?“ Sie schüttelte, den Sinn seiner Worte nicht erfassend, zweifelnd den Kopf. „Immer kann ich doch nicht Gast in Steffenhagen sein!“

„Nicht als Gast!“ rief er wärmer werdend, „als mein Weib möchte ich Sie hier behalten!“

Sie sah ihn an — groß und schmerzlich; dann schüttelte sie wieder leise den Kopf. „Ihr Weib — nein, das kann nicht sein!“

Fortsetzung folgt.

Eine Episode.

Novellette von Barbara von Blomberg.

(Nachdruck verboten.)

Er schlenderte frohgemut die schöne Promenade entlang. Das lichte Grün der uralten Bäume wölbte sich über ihm. Zur Rechten flogen gut gepflegte Gärten auf, aus denen die hellen Willen köstlich hervorlugten; zur Linken rauschte und brauste die Enz mit wildem Stürzen. Die ersten Morgenspaziergänger kamen ihm entgegen. Hier kannte ihn niemand; er brauchte nicht zu grüßen, nicht wohlwollend zu lächeln, er fühlte sich köstlich frei und unbeobachtet. Hier wollte er für einige Wochen alles Lästige vergessen. Hier würde ihn auch niemand unliebsam an seine dreißigjährige Jahre er-

innern und allerhand Betrachtungen an eine wünschenswerte Heirat daran knüpfen. Er rechte seine schlaffe, geschmeidige Gestalt hoch auf; seine dunklen Augen blühten vergnügt aus dem gebräunten Gesicht. Er fühlte sich sehr unternehmungslustig.

Ueberrascht blieb er plötzlich stehen. Mit einer scharfen Biegung war es Licht um ihn geworden. In voller Stille lag das Enzthal vor ihm mit seinen saftigen Wiesen, durch die sich das leuchtende Silberband der Enz in übermüthigem Bidaad wand. Ringsherum türmte es sich finster und majestätisch auf — der Schwarzwald. Jäh stutete ein Sonnenblick darüber hin, ihm Licht und Frische gebend und eilig weiterjagend, um die dämmerige Ferne mit plötzlicher Lichtwelle aus ihren blauen Schleiern zu heben.

Er stand ganz versunken. Ihm war andachtsvoll zu Sinn. Da kam es hinter ihm her mit leichten Schritten, hellem Lachen, vergnügtem Plaudern; unwillkürlich wandte er sich. Wer wagte ihn zu stören? Er sah ... ein rosiges Gesicht, das vom lichten Blondhaar umrahmt war, der frische Mund mit den weißen Zähnen lachte, und ein paar dunkelblaue Augen strahlten ihn an. Er trat unwillkürlich zur Seite und zog den Hut.

Sie dankte freundlich und zwanglos, ihr Begleiter bezugleich. Dann schob er wieder seinen Arm in den ihren, plauderte weiter, und sie lachte dazu. Wie jugendkräftig, wie frisch die beiden waren, wie sorglos und glücklich sie schienen. Der junge Mann sah seiner hübschen Begleiterin so warm und vertrauensvoll in die Augen, und sie ging dicht neben ihm. Man sah es ihnen an, so wollten sie zusammen durch das Leben gehen.

Der ihnen nachsah, seufzte ein wenig; dann folgte er ihnen rasch.

Sie waren vor einem Häuschen stehen geblieben; ein großer Tennisplatz lag davor, Rackets und Bälle waren bereit gelegt, als warteten sie auf die gewohnten Spieler. Die studierten wortlos einen weißen Zettel, der auffällig an der kleinen Haustür befestigt war. Dann sahen sie sich groß an.

„Dabei hört doch alles auf,“ rief die junge Dame erregt, „das lassen wir uns nicht gefallen, nicht wahr, Rob? Das brauchen wir nicht!“

Sie war feuerrot geworden und drehte sich kampfesmutig um, als sie den Fremden kommen sah. „Rob“ meinte, man könnte es ja abwarten.

„Ach was, abwarten!“ rief sie in hellem Born, „da steht es schwarz auf weiß und ist nicht zu ändern. Von morgen ab ist in den Vormittagsstunden der Tennisplatz geschlossen, da er für eine hohe Persönlichkeit reserviert ist.“ Wir werden also einfach herausgesetzt, wir werden gar nicht gefragt. Es ist doch ein öffentlicher Platz, auf dem wir alle dieselben Rechte haben. Kann die hohe Persönlichkeit nicht gefälligst in ein großes Bad gehen, wo mehrere Tennisplätze sind! Aber nein, gerade hierher muß sie kommen, wo ein einziger Platz ist, auf dem wir mit solchem Vergnügen spielen! Es ist eine Rücksichtslosigkeit!“

Sie wandte sich zornig um und rannte gegen den Fremden an, der hinter ihr mit undurchdringlichem Gesicht den Zettel studierte.

„Entschuldigen Sie,“ sagte sie verlegen, „aber ich bin zu aufgeregt.“

Der Fremde lächelte. „Das verstehe ich vollkommen. Ich finde den Fall auch unerhört. Aber Sie haben noch Hoffnung. Hohe Persönlichkeiten sind oft launenhaft, ein Entschluß ist da schnell geändert; ich glaube es hier ganz sicher.“

„Wirklich?“ Die blauen Augen strahlten ihn wieder an, der Born war verflogen, in echt jugendlichem Optimismus glaubte sie ihm. „Du hast recht, Rob,“ rief sie ihrem Begleiter fröhlich zu, „ich war wieder zu schnell in Feuer geraten.“

Der lächelte gutmütig. Er hatte dertweil in aller Seelenruhe das Netz angezogen und die Bälle gesammelt. Jetzt reichte er ihr das Racket, und sie sprang leichtfüßig in ihrem hellen Kleidchen auf die andere Seite.

„Vorwärts!“ rief sie.

Der Ball flog tausend über das Netz, schlug hart auf, und sie schleuberte ihn mit derselben Wucht zurück.

Wie die Rackets surkten und die Bälle ansprallten! Die beiden Spieler liefen und sprangen, zählten laut und waren ganz bei der Sache. Das junge Mädchen jubelte bei jedem Vorteil auf. Ihr Partner hatte die Mütze abgeworfen. Man sah jetzt erst, wie jung er noch war, höchstens Mitte zwanzig. Seine Bewegungen hatten etwas Schlenkerndes, Bässiges. Er hatte seine etwas zu langen Gliedmaßen nicht in der Gewalt. „Wie ein junger Jagdhund,“ dachte der Fremde lächelnd. Bewundernd blieb sein Blick an dem jungen Mädchen haften. Sie war biegsam wie eine Gerte, jede Bewegung grazios, federnd und kraftvoll. Er konnte nicht umhin, laut „Bravo!“ zu rufen. Sie nickte ihm dankend zu.

Jetzt wechselten die Spieler die Plätze. Nun flog sie dicht vor ihm hin und her. Er ließ sich so von ihrem Temperament hinreißen, daß er mitrief, sie laut anfeuerte, ihr eilig die Bälle holte, und als sie endlich „sechs gewonnen“ rief, da waren sie alle drei gleich erhit und angeregt.

„Sie spielen wohl auch Tennis?“ fragte sie den Fremden lachend.

„O ja.“

„Nicht gut?“

„Man sagt es.“

„Spielen Sie doch mit,“ sagte „Rob“ freundlich. „Ich würde mich gern ausruhen.“ Als er des andern freudige Ueberraschung sah, fügte er hinzu: „Gestatten Sie mir, daß ich mich vorstelle: Robert von Plessen.“

Der Fremde wurde rot bis zur Stirn. Er zögerte. Dann sagte er mit leichter Verlegenheit: „Müller.“

Dem jungen Plessen sah man das Erstaunen an; er hatte ihn auf einen vornehmeren Namen taxiert, und unwillkürlich fragte er forschend: „Nicht Offizier?“

„Zamohl!“

Nun war er befriedigt. Er schüttelte dem Namenraben die Hand und wandte sich zu dem jungen Mädchen. „Meine Cousine Votti,“ sagte er vorstellend, „und,“ fügte er stolz hinzu: „meine Braut.“

Das Blut schoß ihr jäh in die Wangen. „Aber Rob, das sollte doch noch niemand wissen.“

Er lachte sorglos. „Ach was, hier brauchen wir nicht geheimzutun. Herr Müller wird es nicht gleich nach Fürstenwalde oder nach Pommern telegraphieren. Die überraschen wir in vier Wochen doch noch.“

„Also dann wird die Verlobung erst veröffentlicht?“

Robert von Plessen taute merklich auf bei dem Thema. „Ja, sehen Sie,“ sagte er vertraulich, „eher ging es beim besten Willen nicht. Bestimmt hatte uns zwar die Familie schon längst füreinander, aber die Gelegenheit zum nahen Kennenlernen fehlte immer. In Fürstenwalde, bei meiner Mutter, oder bei ihren Eltern auf dem Lande ging es nicht, dann hätten es gleich alle Bekannten beredet. Deshalb hatte meine Mutter Votti hierher eingeladen, da machte sich alles von selbst. Vor acht Tagen sind wir einig geworden, nicht wahr, Votti?“ Er wollte den Arm um sie legen, aber sie wandte sich geschickt ab.

„Wir wollen lieber weiterspielen, das wird Herrn Müller interessanter sein, als wenn du ihm unsere Lebensgeschichte austrägst.“ Damit eilte sie fort und machte sich eifrig am Netz zu schaffen.

„Ist sie nicht reizend?“ fragte Plessen mit strahlenden Augen.

Der andere nickte gedankenvoll.

„Man meint, sie gleich beim ersten Sehen bis auf den Grund zu kennen,“ fuhr er fort. „So offen und rein gibt sie sich. Aber dann steht man plötzlich vor einem Rätsel. Sie ist mit einem Schlage verändert, ist still und zurückhaltend, fast schwermüthig. Aber gerade das reizt mich.“

Ueber des anderen gebräuntes Gesicht zuckte es jäh. „Die könnte ich lieben,“ durchfuhr es ihn rasch, „die wär' es mir wert! Ja, wenn die frei wäre und — a bah — wozu sich das ausmalen! — „Spielen wir!“ rief er laut.

Am andern Morgen wurde das junge Paar bereits auf dem Tennisplatz erwartet. Es kam so still einher, daß es der Wartende sicher nicht gehört hätte. Votti hatte unnötigerweise ihr kurzes Kleidchen gerafft und trug einen Sonnenschirm, daß sie keinen Arm für

den Vetter frei hatte. Er ging mit seinen großen Schritten etwas verstimmt neben ihr.

„Da ist Herr Müller!“ Votti rief es und wurde feuerrot. Sie begrüßten sich mit strahlenden Augen wie alte Bekannte.

„Haben Sie es schon gehört,“ fragte Votti vergnügt, „die hohe Persönlichkeit kommt wirklich nicht.“

„Wahrhaftig? Woher wollen Sie das schon wissen?“

„Wir haben eben den Badedirektor gesprochen; er hatte noch gestern Abend die Absage. Es soll irgend ein junger Fürst gewesen sein. Natürlich kennt ihn hier kein Mensch. Ist es nicht lächerlich, um den solch Aufsehens zu machen? Aber das wird der wohl gewohnt sein; so etwas kann ich nicht leiden. Ja, wenn er bescheiden inkognito gekommen wäre, das hätte mir gefallen.“

„Lassen wir den aufgeblasenen Fürsten,“ lächelte der andere, „spielen wir lieber. Sie sind mit noch eine Revanche von gestern schuldig.“

Plessen war sehr erfreut zusehen zu können. Er erhob sich nicht gern. Er warf sich der Länge nach in das duftende Wiesengrün; zu seinen Füßen schäumte die Enz. Er sah den beiden behaglich zu und vergaß jeder Bewegung seiner jugendlichen Braut. Es war doch ein merkwürdiges Mädchen. Jetzt lachte sie wieder, war voll Feuer und Leben, und nach einer Stunde konnte er nichts mit ihr anfangen.

Nach einiger Zeit kam sie zu ihm gelaufen und rief erregt: „Hast du je einen so gewandten Spieler wie Herrn Müller gesehen, Rob? Er hat mich wieder glattweg besiegt. Aber so leicht ergebe ich mich nicht für immer; ich kämpfe weiter!“

„Ich glaube, es nützt dir nichts,“ sagte Rob seelenruhig. „Du hast deinen Meister gefunden.“

„Oho!“ Sie drehte sich herausfordernd zu ihrem Partner um; doch jäh entsank ihr der Mut vor diesen dunklen, leidenschaftlichen Augen. Sie wurde rot und blaß unter seinem Blick, und eine rätselhafteste Angst vor einer unbekannten Macht stieg heiß in ihr auf. „Also vorwärts zu neuem Kampf,“ sagte er befehlend.

Sie wollte sich auflehnen, sich wehren, aber unter seinem zwingenden Blick blieb das trophige „Ich will nicht“ unausgesprochen.

Als sie sich im Tennis wieder besiegt sah, trieb sie zum Ausbruch.

„Ich komme mit,“ sagte der Fremde.

Das selbstverständliche und doch so liebenswürdig gesagte „Ich komme mit“ verfolgte sie Tag und Nacht. Der junge Plessen mochte den einnehmenden, gewandten Kameraden gern, er freute sich seiner Gesellschaft, denn ein Alleinsein mit Votti war gar nicht so angenehm, wie er es sich einst gedacht hatte. Sie war sofort merkwürdig schön und ängstlich, war befangen und plauderte gezwungen. Jeder Bärtlichkeit wich sie konsequent aus. Er hatte viel mehr von ihr, wenn andere dabei waren, dann gab sie sich froh und munter, so liebte er sie am meisten. Und wenn sein strahlender Blick den andern fragte, „ist sie nicht reizend?“ dann wurde ihm stets dieselbe strahlende Antwort zuteil. Die drei trafen sich überall, beim Spiel, bei der Musik, auf der Promenade, in den Bergen, ja sogar bei der alten Frau von Plessen auf dem Balkon, und jedesmal durchzuckte es Votti in glückseligem Schreck, wenn sie seine geschmeidige, schlankte Gestalt auftauchen sah.

Eines Tages standen sich die beiden Herren allein gegenüber. Rob sah sehr niedergedrückt aus und blickte dem andern betrübt in das erschrockene Gesicht.

„Ja, sehen Sie, heut bin ich wirklich allein. Sie werden es nicht glauben wollen, aber die lustige Votti sitzt bei der Mama und weint. Ich bekam nämlich plötzlich die Nachricht, daß ich heut Abend abreisen muß, mein Urlaub wurde gekürzt. Nun beschloßen wir, daß Votti noch vierzehn Tage hier bei meiner Mutter bleibt, und dann wollen wir uns alle bei Ihren Eltern treffen und die Verlobung öffentlich feiern. Denken Sie nur, da fängt Votti bitterlich an zu weinen; ohne mich wollte sie nicht hierbleiben, sie wollte fort, nach Haus, oder mit nach Fürstentum, oder irgend wohin. Sie hat sich ja endlich unsern Bitten gefügt, aber nun sitzt sie immer noch mit trostlosen Augen da und ist nicht zu erheitern. Mich rührt es, daß sie unsern kurzen Abschied

schied so ernst empfunden, aber ich wünschte doch, ich könnte sie wieder lachen sehen. Kommen Sie mit, Herr Kamerad, helfen Sie mir Votti trösten. Versprechen Sie ihr, daß Sie sich ihrer annehmen wollen, ihr die Zeit froh zu gestalten. Nicht wahr, Sie helfen mir, es wäre mir solch Trost, sie in Ihrer Gesellschaft zu wissen.“

Er bat so treuherzig, und seine ehrlichen Augen blickten so erwartungsvoll in die dunkel blizenden des andern, daß der sich hastig abwandte und schwieg. „Tue es nicht,“ durchzuckte es ihn, „sage, daß du auch abreisen mußt, irgend etwas, aber bleibe nicht allein mit ihr, es wäre ein Raub an dem guten Jungen.“

Rob bat noch einmal: „Votti würde es gewiß freuen,“ fügte er hinzu.

Das war zu viel. Er saß sie vor sich in ihrer ganzen Lieblichkeit, und die köstlichen Stunden der nächsten Tage lockten mit unwiderstehlicher Gewalt. „Ich komme mit,“ sagte er entschlossen. In seinen Augen stand ein heiliges Gelöbnis.

Die Sonne lag im verschwenderischen Leuchten auf den Bergen, brach sich im unzähligen Lichtgefunkel auf der stürzenden Enz. Das Heu duftete, die Grillen zirpten, der Ginster flammte an den Abhängen, Rostorn und Flieder grüßten von den Wegen. Die beiden gingen wie im Traum durch all die Schönheit, ein verführerischer Zauber hielt sie gefangen.

Die Tage schwand. Sie küßten es beide, der Abschied stand vor der Tür, das Leben würde seinen gleichmäßigen Schritt weitergehen und sie beide auseinanderführen — für immer.

Dann schloß Votti wohl die Augen, weiter konnte sie nicht denken. Aber sie konnte es nicht hindern, daß sich ein unklares Hoffen bei ihr durchdrang, eine fast unbewusste Sicherheit, daß seine kraftvolle Persönlichkeit sie durch alles Verworrene und Schwere leiten würde. Sie meinte, irgend etwas müßte sich ereignen, etwas Gewaltiges, gleich einem Wunder, das alles ändern und klären würde.

Aber es kam nicht. So waren sie zum letztenmal zusammen in die Berge gegangen. Er begleitete sie zurück bis in ihr Haus, auf der Treppe blieb er stehen.

„Lassen Sie mich hier Abschied nehmen,“ sagte er herzlich, „vor den andern könnte ich es nicht. Leben Sie wohl.“

Ihre großen Augen sahen ihm mit einer ergreifenden Frage in das Gesicht. Muß es denn für immer sein?

„Es muß sein,“ sagte er fest, „Gott gebe Ihnen reiches Glück an der Seite des trefflichen, ehrlichen Burschen. Erinnern Sie sich meiner freundlich, vielleicht auch dann —“ er zögerte und setzte unsicher lächelnd hinzu: „wenn Ihnen auf Ihrer Hochzeit ein Brautführer fehlt.“

Sie zog ihre eiskalte Hand langsam aus der seinen. Hätte er mehr Mut, würde er sich den Weg kräftig zu mir gebahnt haben und nicht seitab stehen bleiben, dachte sie, ich habe ihn überschätzt. Sie richtete sich sehr hoch auf. „Leben Sie wohl,“ sagte sie ruhig. Dann war sie gegangen.

Sie zog sich früh in ihr kleines Schlafzimmer zurück, sie wollte allein sein. Sie lag bewegungslos mit großen Augen in ihrem schmalen Bett, und als sie endlich einschlief, lag ein bitteres Lächeln um den frischen Rändermund.

Am nächsten Morgen wurde sie mit einem köstlichen Rosenstrauch geweckt. Sie wußte, von wem er war. Sie betrachtete ihn lange. Endlich entschloß sie sich, das Begleitschreiben zu öffnen. Eine Visitenkarte mit einer Fürstentronen darauf fiel ihr entgegen. Sie las immer wieder den hohen Titel und die wenigen geschriebenen Worte: „Vergeben Sie mein Inkognito, Müller, es hat mir die schönsten und schwersten Stunden meines Lebens gebracht.“

Sie vergrub das Gesicht in dem duftigen Strauß und heiße Tränen fielen hinein. —

Als der Zug langsam aus dem kleinen Badeort rollte, stand Votti erwartungsvoll am Fenster. Sie sah all die bekannten Bilder vorübergleiten, die schäumende Enz, die lachenden Wiesen, die majestätischen Wälder. Da — ganz dicht — der Tennisplatz. Eine hohe, geschmeidige Gestalt stand ihrer wartend. Sie sah in zwei dunkel blizende Augen. Sie lächelte, winkte mit den schönen Rosen und rief ihm laut und deutlich zu: „Auf Wiedersehen zu meiner Hochzeit!“